



Timo Schabel (Erster Fremder) und Amelie Müller (Julia de Weert)

FOTO: PAWEŁ SOSNOWSKI

DNN 31. Januar 2022

„Kindchen, du musst nicht so schrecklich viel denken...“

Eduard Kühnkes „Vetter aus Dingsda“ an der Staatsoperette Dresden pendelt zwischen Regie-Ideal und Wirklichkeit.

Von Andreas Schwarze

Zuerst das Positive. Dirigent Johannes Pell lieferte bei der Premiere der Operette „Der Vetter aus Dingsda“ von Eduard Kühnke an der Staatsoperette Dresden mit seinem Orchester eine blitzsaubere Leistung. Einfühlsam und leidenschaftlich erweckten die Damen und Herren unter seiner Stabführung die Klangwelten Kühnkes zum Leben und ermöglichten dem Publikum ein genussvolles Erlebnis der stilistisch vielfältigen, humorvollen und kompositorisch phantasievollen Partitur. Jede Einzelnummer, jedes Stilelement und alle Brüche und Kontraste dazwischen wurden für sich genommen perfekt musiziert und letztendlich zu einem zauberhaften musikalischen Gesamteindruck geführt.

Eine große Zauberkiste ist auch Cary Gaylers gediegen-märchenhaftes und wandelbares Bühnenbild. Einerseits reduziert es die Größe der Bühne auf ein für so ein kleines Ensemble beispielbares Maß, andererseits erlaubt es ein abwechslungsreiches Spiel mit überraschenden Illusionen und ungreifbaren, aber eindeutigen szenischen Umgebungen. Die Mitarbeiter aus Malsaal und Werkstätten haben für die handwerkliche Ausführung großes Lob

verdient, Frank Baschek setzte alles gekonnt ins Licht.

Alles in allem also beste Voraussetzungen, um die leichte Operette „mit doppeltem Boden“, über die man aus Dramaturgin Valeska Sterns ambitioniertem und klug zusammengestelltem Programmheft viel lernen kann, überzeugend neu zu interpretieren. Die gute Nachricht: Alle konzeptionellen Überlegungen, die ich im Vorgespräch mit Regisseur Jan Neumann über seine Sichtweise erfahren durfte, wurden an diesem Abend sichtbar. Die schlechte: Die Umsetzung war auf weiten Strecken ein inszenatorisches Desaster, nicht gut für Stück und Publikum und schon gar nicht für den künstlerischen Ruf des städtisch finanzierten Operettentheaters.

Die Bestrebungen der Regisseure, der netten Unterhaltungsooperette mit der wirklich großartigen Musik einen tieferen Sinn aufzudrücken, dauern nun schon Jahrzehnte an und laufen leider auch diesmal ins Leere. Dabei ist die Geschichte Julias, eines im Luxuslabel herangewachsenen Teenagers, der Idealen nachhängt, statt sich mit echten Menschen auseinanderzusetzen und seine Position in der realen Welt zu suchen, schon ein Stoff, der dieses musikalische Juwel in unsere Zeit retten könnte. Der vom Regieteam versuchte Spagat

zwischen fast naivem, volkspossem Theaterspiel und den mit dem ganz großen Hammer servierten Dokumentarfilmen von gefesselten schwarzen Sklaven und hungernden Kindern berührt jedoch peinlich. Die bedauernswerten Darstellerinnen und Darsteller müssen sich durch ihre Rollen chargieren, dass sich die Balken biegen. Situationen oder Gags werden mitunter nicht ausinszeniert oder ermüdend überzogen.

Markus Liske (Onkel Josse) und Ingeborg Schöpf (Tante Wimpel), gestandene Komödianten, könnten Glanzpunkte setzen, werden aber zu grotesken Stichwortgebern degradiert. Amelie Müller als Julia müht sich redlich, ein junges Mädchen zu spielen. Im Laufe der Handlung lässt sie die Regie von der russischen Schwanenprinzessin mit Rapunzelzopf (weil sie doch im Elfenbeinturm ihrer Welt sitzt) über die Traumrolle als Showmasterin im Frack zum barfüßigen Gretchen mutieren. Ihre toughe Freundin Hannechen wird durch Christina Maria Fercher blutvoll und lebendig gestaltet, ist jedoch leider nicht bereit, im Dialog ihre Stimmlage zu verlassen. Ebenso verharrt Timo Schabel als gesanglich sehr erfreulicher Erster Fremder beim Sprechen in der Tenorlage, eine Musiktheaterpraxis, die längst

überwunden schien. Der vergebliche Nachbarnsohn Egon, mit viel körperlichem Einsatz gespielt von Riccardo Romeo, wird sich noch entwickeln. Nikolaus Nitzsche, der ersehnte Roderich, macht aus seinem Auftritt das Beste, die beiden Diener Dag Hornschild und Christian Berger tun, was man ihnen sagt, bleiben aber als Figuren zu blass.

Sie alle bewegen sich in einem uninspirierten Kostümsammelsurium von Nini von Selzam, laufen zuweilen rhythmisch im Takt und wackeln viel mit dem Kopf, der Beitrag von Choreografin Modjgan Hashemian. Die vom Team gern zitierten Modetänze der 20er blieb man dem Publikum schuldig. Im bekannten „Batavia“-Schlager, dekoriert mit Kolonialfolklore-Requisiten aus der ganzen Welt, wird das Ganze endgültig zum Impro-Theaterfestival. Einzig, als Hannechen plötzlich Gefallen daran findet, das Personal mit der Peitsche herumzuschleichen, blitzt so etwas wie Figurenentwicklung auf. Doch da ist das Stück schon fast zu Ende.

Der Abend klang mit dem freundlichen Achtungsbeifall eines teils ratlosen Publikums aus.

Nächste Vorstellungen: 5./6./24./25. Februar, Staatsoperette Dresden
Internet: staatsoperette.de